

Michael Limberg

„DER SCHATTEN MEINES
VATERS ALS VERFOLGER“
und andere Aufsätze über Hermann Hesse

H Hesse

Königshausen & Neumann

Michael Limberg

—

„Der Schatten
meines Vaters als Verfolger“

und andere Aufsätze über Hermann Hesse

Michael Limberg

„Der Schatten
meines Vaters als Verfolger“
und andere Aufsätze über Hermann Hesse

Mit einem Vorwort von
Volker Michels

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2025

Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Leistenstraße 7
D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Umschlag: skh-softics / coverart

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: docupoint, Magdeburg
Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9290-9
eISBN 978-3-8260-9291-6

www.koenigshausen-neumann.de
www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

Inhaltsverzeichnis

Volker Michels: Lichtblicke in der Hermann Hesse-Forschung	7
„Der Schatten meines Vaters als Verfolger.“ Hermann Hesse und sein Vater	11
„Wenn sie [...] ein fremder Mensch wäre, würde ihr Leben, [...] mich eigentlich nicht interessieren.“ Hermann Hesse und seine Mutter	27
„Entzücke, quäle – doch erhör mich nicht!“ Hermann Hesses Frauenbild	51
„Die dunkle Welle in meinem Leben.“ Depressive Phasen im Leben Hermann Hesses und ihre Überwindung	75
Eugenie Kolb – Hermann Hesses „Vertraute und halbmütterliche Freundin“	99
Hermann Hesse und die Welt der Bücher	113
„Ich muß abends wieder die Drehorgel spielen“ Hermann Hesse und seine Lesungen	137
„... wo ich nötigenfalls zu lesen bereit bin.“ Hesses Lesereisen im Rheinland	165
„Eine Welt, ohne die ich nicht mehr leben möchte.“ Hermann Hesses Begegnung mit östlichem Denken	173
„Höllenreise durch mich selbst.“ Tiefenpsychologische Einflüsse auf das Leben und Werk von Hermann Hesse.	197
„Urbild des vom Gott auserwählten und [...] geschlagenen Dichters.“ Hermann Hesses Beziehung zu Friedrich Hölderlin	225

„Offen für die Musik dieses schrecklichen und herrlichen Dichters“ Hermann Hesse und Dostojewski	251
„Es ist kalt in der Welt, wenn man kein Vaterland hat“ Hermann Hesse und Ludwig Finckh – der Außenseiter und der Mitläufer	277
„Brückenbauen zwischen Deutschland und seinen Feinden“ Hesses Publizistik von 1914 bis 1945	309
Poetische und naturalistische Wahrheit in Hermann Hesses Erzählung <i>Der Zyklon</i>	335
Richard Strauss und das Westdeutsche Hermann Hesse-Archiv	349
„Die unausdenklich naive und kindlich rohe Geistes- und Gemütslage des Amerikaners.“ Hermann Hesse und die USA	361
„...habe wenig Lust, mich vor dem Offizierchen zu rechtfertigen.“ Die Kontroverse zwischen Hermann Hesse und Hans Habe	385
Quellenverzeichnis	401

Lichtblicke in der Hermann Hesse-Forschung

Ein Vorwort von Volker Michels

Ab und zu ereignet sich der Glücksfall, dass Samen, die man ausstreut auch Wurzeln schlagen und sich bestmöglich entfalten, sofern sie in einem Erdreich landen, das nicht von Schadstoffen kontaminiert oder dermaßen festgetreten und versiegelt ist, dass kein Wachstum mehr durchdringen kann. Auch im kulturellen Bereich mangelt es dafür nicht an Beispielen. Ein besonders denkwürdiges ist die Einschätzung des Schriftstellers Hermann Hesse seitens der Autoritäten des jeweils angesagten Zeitgeistes. Allzu lange galt er ihnen als weltfremder Solipsist, als Epigone der Spätromantik oder als Anwalt einer eskapistischen Innerlichkeit, womit zu befassen unter der Würde ihresgleichen sei, sofern man erstgenommen werden und mitreden wollte.

Als sich dann plötzlich, Mitte der Sechziger Jahre, das Blatt wendete und die gegen den Vietnamkrieg protestierende Jugend der USA, die Hippies und Wehrdienstverweigerer eine weltweite Rezeption dieses Autors in Gang setzten, war das Fassungsvermögen unserer Tonangeber überfordert. Denn mit den überkommenen Parolen und Fertigteilen war das nicht mehr zu vereinbaren. Als darauf hin auch hierzulande Hesses Romane, Erzählungen, Gedichte und Briefe erstmals in Taschenbüchern verbreitet wurden und erstaunliche Auflagen erzielten, begann sich sein deutscher Verlag Suhrkamp motivierter als zuvor mit dem unerwartet reichhaltigen Nachlass des Schriftstellers zu befassen. Neben zahlreichen Themenbänden mit zeitlos aktuellen Stellungnahmen zu fast allen lebenswichtigen Fragen, sei es zur Politik, Religion, Erziehung, Ausbildung, Berufs- und Partnerfindung, zur Natur, Kultur, Gesundheit oder Psychoanalyse, mit Materialiensammlungen zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte seiner Hauptwerke, kam dann es endlich auch zu einer ersten Gesamtausgabe in 20 Bänden, die mit 14 Tausend Seiten doppelt so umfangreich ausfiel, wie die vom Autor selbst 1957 anlässlich seines 80. Geburtstags genehmigten *Gesammelten Schriften*, sowie zu einer auf 10 umfangreiche Bände angelegten Sammlung seiner wichtigsten Antworten auf Zuschriften seiner Leser. Ein Schriftsteller kam da zum Vorschein: lebensklug, integer, hilfsbereit, politisch unbestechlich und weitblickend wie wenige seiner Zeitgenossen, dabei rekordverdächtig bescheiden im öffentlichen Auftreten,

selbstkritischer Bewertung seines Schaffens und zurückhaltend bei dessen publizistischer Vermarktung.

Wie jede Abkehr von eingefahrenen Gleisen und bequemen Gewohnheitsübereinkünften vollziehen sich auch in der medialen und akademischen Wahrnehmung solche Paradigmenwechsel eher zögerlich. Zu un bequem ist es, vorschnelle Befunde revidieren zu müssen.

Gäbe es da nicht Forscher wie Michael Limberg, der lange bevor die globale Renaissance Hermann Hesses und die Erschließung seines verblüffend reichhaltigen Nachlasses eingesetzt hat, bereits aus den vordem zugänglichen Werken des Dichters gewittert hatte, dass es mit dessen herkömmlicher Einschätzung nicht getan ist. So ist es nur folgerichtig, dass er in seinen gehaltvollen hier erstmals gesammelten Recherchen an den Befund des Physikers Albert Einstein erinnert: schwerer als ein Atom zu zertrümmern, sei es, eine vorgefasste Meinung zu ändern, ist doch kein Urteil mühsamer zu berichtigen, als das Vorurteil.

Dank der seit Hesses Tod im August 1962 vervielfachten Quellenlage ist es Michael Limberg geglückt, die postum zum Vorschein gekommenen Schriften, Tagebücher, Briefe und sonstige Lebensdokumente in Bezug zu Hesses Hauptwerken zu setzen und ein überzeugendes Gesamtbild zu entwerfen. In seiner Funktion als einer der Programmgestalter und Moderatoren der Kolloquien in Hesses Geburtsstadt Calw und den alljährlichen Hesse-Tagen im Schweizerischen Sils Maria geschah das zumeist mit themenorientierten Vorträgen, die er dort und anderswo gehalten hat. Was diese Darstellungen wie auch die 2005 erschienene Monographie¹ über den Dichter und seine 2016 veröffentlichte Dokumentation der Lesereisen des Dichters² so singulär macht, ist neben der detailgenauen Sachkenntnis ein komparatistisches Wissen, das seine Befunde in aufschlussreiche Bezüge zum jeweiligen zeit- und kulturgeschichtlichen Umfeld zu bringen versteht. Hinzu kommt Limbergs kritisches Bestreben, unaufgeklärte Sachverhalte wie u.a. den auf Grund einer unerwiderten Liebe unternommenen Suizidversuch des 15Jährigen zu erforschen und dank eigener Ermittlungen bisherige Irrtümer zu korrigieren. Auch über die internationale Wirkungsgeschichte Hermann Hesses, die Übersetzungen seiner Werke in andere Sprachen sowie die hierzulande erscheinenden Erst- und Neuausgaben, die über ihn verfasste akademische und journalistische

1 Limberg, Michael: *Hermann Hesse. Leben, Werk, Wirkung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005 (Suhrkamp BasisBiographie; sb1)

2 Limberg, Michael (Hg.): *Autorenabende mit Hermann Hesse. Eine Dokumentation*. Norderstedt: Books on Demand 2016.

Sekundärliteratur, die in- und ausländischen Veranstaltungen und Ausstellungen seiner Werke und Aquarelle ist Michael Limberg so umfassend orientiert wie kein anderer. Denn seit 1994, seit dem Tod des verdienten Hesse-Forschers Martin Pfeifer (1928–1994) setzt er mit der alljährlich publizierten Bibliographie *Hermann-Hesse-Literatur* dessen umfassende Recherchen fort.

Die hier versammelten Forschungsergebnisse über Herkunft und Eltern des Dichters, die produktiven Resultate seiner zeit- und lebensgeschichtlichen Krisen, sein Widerstand gegen die in Weltkriege mündende Politik, Hesses den Eurozentrismus überwindende Suche nach fernöstlichen Alternativen, die Gründe seiner Abneigung gegenüber öffentlichen Auftritten und mediengefälliger Repräsentanz, sein Einsatz für relevante zeitgenössische und klassische Erzeugnisse der Weltliteratur, sein wahlverwandtes Verhältnis zu Hölderlin und Dostojewski, die Konflikte mit Jugendfreunden wie Ludwig Finckh oder die Differenzen mit Hans Habe und Vorbehalte gegenüber Richard Strauss... Jede dieser Einzeldarstellungen reimt und verbindet sich mit den anderen zu einem ebenso stimmigen wie stringenten Gesamtbild. Wo immer kenntnisreich der Wahrheit verpflichtete Forscher:innen die Sonde an den Rang des lebensgeschichtlich gespeisten und beglaubigten Werkes von Hermann Hesse legen, müssten sie zu ähnlichen Ergebnissen kommen. Auf fruchtbareren Boden wie die Motivation eines Diagnostikers wie Michael Limberg kann ein künstlerisches Werk nicht fallen.

„Der Schatten meines Vaters als Verfolger“

Hermann Hesse und sein Vater

Die Nachricht traf Hesse völlig überraschend. Auf dem Zürcher Bahnhof, unmittelbar vor einer Reise nach Winterthur, teilte ihm ein Freund mit, dass sein Vater gestorben sei. Es war der 8. März 1916. Hesse fuhr zunächst zurück nach Bern, seinem Wohnort seit 1912, erledigte dort die umständlichen Formalitäten zur Einreise in ein kriegführendes Land und machte sich dann auf den Weg nach Korntal bei Stuttgart, wo sein Vater, betreut von seiner Tochter Marulla, die letzten Lebensjahre verbracht hatte.

Hesse sieht ein letztes Mal den aufgebahrten Toten und nimmt an der Beerdigung teil. Nach der Rückkehr kommt es zu einem Nervenzusammenbruch, der ihn veranlasst, sich in psychotherapeutische Behandlung zu begeben.

Der Tod eines Elternteils bricht nicht nur, wie Hesse es einmal ausdrückte, „ein Loch in die Generation [...], die zwischen uns und dem Tode stand“¹, sondern er führt auch häufig zu einer Wiederbelebung ambivalenter Gefühle der Kindheit und Jugend, Gefühle von Hass, Wut und Ohnmacht. Man braucht nur die Briefe des 15-Jährigen aus der Heilanstalt Stetten an seinen Vater zu lesen, um zu wissen, wovon die Rede ist. Aufgrund seiner Erziehung war Hesse jedoch (noch) nicht in der Lage, diese Gefühle zuzulassen und zu verarbeiten. Er kehrte sie vielmehr in ihr Gegenteil um, ein Vorgang, der in der Psychoanalyse als Abwehrmechanismus der Reaktionsbildung beschrieben wird. In den Aufzeichnungen, die bald nach der Beerdigung entstanden und die im gleichen Jahr noch in einer Schweizer Zeitschrift² erschienen, spricht er von dem grauenvollen Verlust, niemals mehr die Hand des Vaters zu fühlen. Im Gesicht des Toten sieht er „alles Ritterliche und überlegen Edle“ seines Wesens. Er sei aus dem seltenen Stoff, aus dem die Heiligen gemacht werden. Hesse erinnert sich der Schmerzen, die er seinem Vater in Jugendjahren zugefügt habe und schämt sich, dass sein letzter Gruß „nur eine kurze, hastige, lieblose Postkarte mit flüchtigen Grüßen“ war. „Schuld wälzte sich über

1 *Hermann Hesse: Gesammelte Briefe. 1.–4. Band.* In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse und Ursula Michels. Hrsg. von Volker Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973–1986. Band 3, S. 108 – Im Weiteren als GB bezeichnet mit Angabe von Bandnummer und Seitenzahl.

2 *Schweiz* 20, 1916, Heft 5, S. 261–267.

mich wie ein dunkler Strom von Schlamm.“ Niemand habe Johannes Hesse verstanden: „Nur ich verstand ihn ganz, weil ich bin wie er, allein und von keinem verstanden.“³

Diese erklärte und unkritische Darstellung seines Vaters, der Psychoanalytiker Johannes Cremerius spricht in diesem Zusammenhang von einer Hagiographie⁴, also der Beschreibung eines Heiligenlebens, erfuhr erst durch das aufwühlende Erlebnis der Psychoanalyse eine radikale Korrektur.

An seinen Jugendfreund Ludwig Finckh, der zwei Jahre nach ihm seinen Vater verlor, schrieb er 1918:

Bei mir kam es nachher so, daß ich bald darauf beginnen mußte, mit dem Väterlichen abzurechnen und es für vieles anzuklagen. Ich bin damit noch nicht fertig, es ist bitter und langwierig.⁵

Es ist aufschlussreich, dass Hesse hier nicht von einer Abrechnung mit dem Vater sondern dem *Väterlichen* spricht, denn das Väterliche umfasst weit mehr als nur den eigenen Vater, es vertritt die Unterordnung fordernde Autorität, die von Eltern, Seelsorgern, Erziehern und letztendlich dem Staat verkörpert wird.

✱

Im ersten und einzigen Akt des Dramas *Heimkehr*, entstanden 1919, kommt der Protagonist Paul aus dem Krieg zurück in sein Elternhaus. Im Lazarett in Russland hatte er Zeit gehabt, über sich und sein Leben nachzudenken:

Ich begriff, woher alles Krumme und Mißglückte in mir und meinem Schicksal kam. Es kam von Ihm. Es kam von diesem unseligen Verhältnis zwischen mir und Vater. Ich habe mich von ihm zuviel unterdrücken lassen, ihm zuviel geglaubt, ihn zuviel nachgeahmt [...] Durch meine ganze Kindheit habe ich ihn für einen Gott und ein Vorbild angesehen. [...] Ich muß zu ihm in ein neues Verhältnis kommen, in ein menschliches, freies, vernünftiges, oder los von ihm. Das ist *mein* Krieg, *meine* Revolution. (SW 9, S. 573)

3 Hermann Hesse: *Zum Gedächtnis [des Vaters]*. In: Ders., *Sämtliche Werke*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001–2007, Band 12, S. 279–307. – Im Folgenden zitiert als SW mit Angabe von Bandnummer und Seitenzahl.

4 Johannes Cremerius: *Freud und die Dichter*. Freiburg: Kore 1995, S. 113.

5 *Materialien zu Hermann Hesse „Demian“*. Entstehungsgeschichte in Selbstzeugnissen. Hrsg. v. Volker Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, S. 128.

Wir wissen leider nicht, wie Paul seinen Konflikt mit dem Vater gelöst hätte, das Drama blieb unvollendet, vielleicht auch deshalb, weil es Hesse nun nicht mehr möglich war, mit *seinem* Vater ins Reine zu kommen.

Wenn man die Briefe der letzten Jahre liest, die zwischen Calw und Gaienhofen, später Bern, gewechselt wurden, so könnte man fast von einem normalen Verhältnis zwischen Vater und Sohn sprechen. Aber Hesse schreibt dazu selbst:

Ich hatte mit meinem Vater seit zehn und mehr Jahren so gelebt, daß ich mein Tun und Lassen außer seiner Autorität und Kontrolle hielt, desto zarter verkehrten wir bei Besuchen etc. miteinander.⁶

Hesse wäre es z.B. äußerst peinlich gewesen, wenn sein Vater etwas über Spannungen in seiner Ehe erfahren hätte. Probleme wurden also tunlichst vermieden, zu einer Aussprache fand keiner von beiden den Mut.

Hat der Vater in *Heimkehr* nur einige Charakterzüge mit Johannes Hesse gemeinsam, so ist die ebenfalls 1919 entstandene Erzählung *Kinderseele* autobiographisch. Im Tagebuch von Marie Hesse findet sich unter dem Datum 11. November 1889 die lapidare Eintragung: Hermanns Feigendiebstahl entdeckt. In *Kinderseele* werden die Hintergründe aufgedeckt. (SW 8, S. 179–209)

Es hatte alles wieder einmal trostlos, tot und entmutigend geschmeckt und hatte sich vereinigt zu jenem mir schon bekannten Gefühl der Ohnmacht und Verzweiflung,

schreibt Hesse über den Beginn jenes Tages, in dessen Verlauf er im Zimmer seines Vaters eine Handvoll Feigen stehlen würde. Er fühlt sich klein und machtlos, im Zwang der Schule, und das ganze Leben kommt dem 12-Jährigen sinnlos und widerwärtig vor.

Wenn ich alle die Gefühle und ihren qualvollen Widerstreit auf ein Grundgefühl zurückführen und mit einem einzigen Namen bezeichnen sollte, so wüßte ich kein anderes Wort als: Angst. Angst war es, Angst und Unsicherheit, was ich in all jenen Stunden des gestörten Kinderglücks empfand. Angst vor Strafe, Angst vor dem eigenen Gewissen, Angst vor Regungen meiner Seele, die ich als verboten und verbrecherisch empfand. (SW 8, S. 184)

Hesse gibt eine sehr detaillierte Beschreibung dieses Angstgefühls, das sich in körperlichen Symptomen äußerte. „Es begann mit einer Beklem-

6 Hermann Hesse: *Traumtagebuch der Psychoanalyse 1917/1918*. In: SW 11, S. 473f.

mung im Unterleib, die bis zum Halse emporstieg und dort zum Würgen oder zu Übelkeit wurde.“ (SW 8, S. 184)

Für ein Kind, das nichts Böses getan hat und sich deshalb auch keiner Schuld bewusst ist, sind solche Ängste unbegreiflich. Es kann sich nur helfen, indem es die innere Angst nach außen projiziert:

Ach, nun war es wieder da, dies Unsägliche! Der Dämon schlich durchs Haus, Erbsünde nagte am Herzen, riesig und unsichtbar stand hinter jeder Wand ein Geist, ein Vater und Richter. (Ebd.)

Auch an anderer Stelle erscheint der Vater als Stellvertreter Gottes und als Richter. Über das Studierzimmer seines Vaters schreibt Hesse: „Hier oben wohnten Macht und Geist, hier waren Gericht und Tempel und das ‚Reich des Vaters‘.“ (SW 8, S. 185)

Die Tatsache, dass der Vater eine so herausragende Stellung innerhalb der Familie hatte, erhöhte auch den Wert seiner Vergebung und seines Trostes.

Bei der Mutter war es einfacher und leichter, Trost zu finden; beim Vater aber war der Trost wertvoller, er bedeutete einen Frieden mit dem richtenden Gewissen, eine Versöhnung und ein neues Bündnis mit den guten Mächten. Nach schlimmen Auftritten, Untersuchungen, Geständnissen und Strafen war ich oft aus des Vaters Zimmer gut und rein hervorgegangen, bestraft und ermahnt zwar, aber voll neuer Vorsätze, durch die Bundesgenossenschaft des Mächtigen gestärkt gegen das feindliche Böse. (Ebd.)

Auch an jenem Tag des Feigendiebstahls wollte Hermann seinen Vater aufsuchen, um Trost und neue Sicherheit ‚aufzutanken‘. Aber er war nicht zu finden. Hermann trat leise und gedämpft auf, sein Vater könnte arbeiten oder, wie so häufig, einen Migräneanfall haben, aber das schleichende Gehen bewirkte, dass er sich wie ein Eindringling vorkam. Erinnerungen an frühere Male tauchten auf, an denen er heimlich Vaters Reich erforscht und zweimal eine Kleinigkeit mitgenommen hatte, und sogleich meldete sich wieder das schlechte Gewissen. Für Flucht war es zu spät; er war wie gelähmt, sein Herz klopfte, und der angstvolle Druck im Bauch und im Hals machte sich wieder bemerkbar. Keiner kam, um den

grauenvollen Bann zu durchbrechen, der mich dämonisch zog und fesselte. [...] In mir selber war keine Freiheit, anders zu tun, als der Dämon wollte. Verbrechergefühl zog mir den Magen zusammen [...], mein Herz flatterte angstvoll (SW 8, S. 186),

und er wusste, er würde etwas Schlechtes tun. Er möchte sich von dem diffusen Angstgefühl und der ständigen Spannung befreien. Wenn er etwas ‚Böses‘ tut, hat er einen konkreten Grund, sich zu fürchten. Er nimmt also lieber eine Strafe auf sich, als weiter die würgende und lähmende Angst zu ertragen.

Kinder bringen oft bewusst Eltern oder Lehrer gegen sich auf und lassen sich bestrafen, um dadurch ihre Schuldgefühle loszuwerden. Innere Konflikte werden in Konflikte mit der Außenwelt verwandelt und sind auf diese Weise leichter zu ertragen.

Hermann durchsucht das Zimmer seines Vaters und findet schließlich in einer Schublade einen Kranz von weißbezugerten, getrockneten Feigen.

Wenn ein Kind seine Eltern bestiehlt, geht es ihm meist nicht um das gestohlene Objekt; was es sucht, ist vielmehr die Person, der es gehört. Dass es in diesem Fall ausgerechnet etwas Essbares ist, was einen so starken Reiz auf den Jungen ausübt, ist auch nicht verwunderlich. Die orale Befriedigung, die die süßen Feigen gewähren, ist ein symbolischer Ersatz für die dringend benötigte väterliche Zuwendung, wie möglicherweise auch Hesses späterer Wein- und Tabakkonsum auf unbefriedigte orale Wünsche aus seiner Kindheit zurückzuführen sind.

Nachdem er ein paar Feigen gegessen und einige eingesteckt hat, beseitigt er, so gut es geht, seine Spuren und rennt in sein Zimmer. „Von Ernüchterung und Ekel“ über seine Tat erfüllt, versteckt er die Feigen hinter ein paar Büchern und begibt sich zum Essen. Vor lauter schlechtem Gewissen bringt er kaum einen Bissen hinunter; neben seinen Eltern und Geschwistern, „alle hell und munter und in Ehren“ kommt er sich wie ein Verbrecher, wie ein Ausgestoßener vor, und als schließlich sein Vater das Dankgebet spricht,

da trennte wieder ein ätzender Schnitt mich von den hellen, heiligen, vertrauensvollen Worten und von allen, die mit am Tisch saßen: mein Händefalten war Lüge, und meine andächtige Haltung war Lästerung. (SW 8, S. 189)

Nach Tisch versinkt er in Phantasien und Zwangsvorstellungen von Verbrechen, die er eines Tages begehen würde, um sich an seinem Vater und der Welt zu rächen. Die Kirchenglocke holt ihn aus seinen Traumängsten in die Wirklichkeit zurück. Vielleicht hatte sein Vater den Diebstahl schon entdeckt, war bereits auf dem Weg zu ihm, um ihn zu strafen. Ihm blieb nur noch die Flucht, vor dem Vater, vor sich und seinem Gewissen.

Ich lief und lief, den Schweiß auf der Stirn, und hinter mir lief meine Schuld und lief groß und ungeheuer der Schatten meines Vaters als Verfolger mit. (SW 8, S. 195)

Es ist natürlich kein Zufall, dass Hesse hier vom Schatten des Vaters spricht, der ihn verfolgt. ‚Schatten‘ ist ein Begriff aus der analytischen Psychologie C.G. Jungs, der die „dunkle Seite“ im Menschen bezeichnet,

jene Uranlage in unserer Natur, die man aus moralischen, ästhetischen oder sonstwelchen Gründen verwirft und nicht aufkommen läßt, weil sie zu den bewußten Prinzipien im Gegensatz steht.⁷

Es sind *die* Seiten seines Wesens, die Johannes Hesse schon von klein auf in sich unterdrückt hat und die ihm nun in seinem Sohn wieder begegnen. Da er nur den starken und ‚guten‘ Teil in sich akzeptiert, muss er den schwachen und ‚bösen‘ Teil in seinem Sohn ablehnen und verachten.

Die Erfahrung und Bewusstmachung des „Schattens“ ist eine notwendige Etappe im Individuationsprozess. Jung drückt es sehr plastisch aus, wenn er sagt: „Eine bloße Unterdrückung des Schattens ist [...] ebenso wenig ein Heilmittel wie Enthauptung gegen Kopfschmerzen.“⁸

Als sein Vater schließlich den Diebstahl entdeckt und die restlichen Feigen in Hermanns Zimmer hinter einem Stapel Bücher entdeckt, behauptet dieser, die Feigen beim Konditor gekauft zu haben. Obwohl Sonntag ist, zwingt der Vater Hermann mit zum Konditor zu gehen. Er hat ihn natürlich längst durchschaut:

Er wußte ja alles! Und er ließ mich tanzen, ließ mich meine nutzlosen Kapriolen vollführen, wie man eine gefangene Maus in der Drahtfalle tanzen läßt, ehe man sie ersäuft. (SW 8, S. 207)

Hermann wäre es lieber gewesen, sein Vater hätte ihn mit dem Stock verprügelt, aber

bei meinem Vater ging das nicht, er war zu fein, zu einwandfrei, er war nie im Unrecht. Ihm gegenüber wurde man immer klein und elend. (ebd.)

Am Abend dieses Tages kam es noch zu einem kurzen versöhnlichen Gespräch, und Hesse schreibt:

7 Jolande Jacobi: *Die Psychologie von C.G. Jung. Eine Einführung in das Gesamtwerk.* Mit einem Geleitwort von C.G. Jung. Frankfurt: Fischer 1980. S. 112.

8 C.G. Jung in: Jacobi, a.a.O., S. 114.

Als ich im Bett lag, hatte ich die Gewißheit, daß er mir ganz und vollkommen verziehen habe – vollkommener als ich ihm. (ebd., S. 209)

Als Hesses Schwester Adele, zu der er ein enges Verhältnis hatte, seine Aufzeichnungen las, war sie erschüttert:

Deine Kinderseele hat mir das Herz im Leib herum gedreht, ich war halb krank vom Lesen. Ist denn das möglich, daß du so furchtbar gelitten hast schon in dem Alter? – und wir sind daneben hergegangen und waren vergnügt und harmlos? Es ist ja einfach entsetzlich!

Aufgrund seiner schlimmen Erfahrungen könne er zwar jetzt anderen Menschen helfen, aber das sei teuer erkaufte.

Um Johannes Hesses Persönlichkeit zu verstehen und um zu zeigen, dass viele Täter auch Opfer waren, ist es notwendig, sich an dieser Stelle etwas näher mit seiner Biographie zu befassen.

✱

Johannes Hesse wurde 1847 in Weißenstein in Estland, das damals zu Russland gehörte, geboren. Seine Mutter war eine stille, ängstliche Frau, die unter Depressionen und starken Kopfschmerzen litt. Sein Vater, Carl Hermann Hesse, war Landarzt in einer deutschen Gemeinde. Er war ein vitaler, lebensfroher aber auch rechthaberischer und tyrannischer Mann, der mit drei Frauen neun Kinder zeugte und mit 94 Jahren starb.

Er war Pietist und hielt lieber seine Bibelstunden ab als zu praktizieren. Dazu nur zwei Beispiele: Als seine achtjährige Tochter an Bronchitis erkrankt und ihm sagt: „Wenn du Gott bittest, kann er mich gesund machen“, muss sie wohl weniger den Mediziner als den Pietisten in ihm angesprochen haben, denn er antwortete:

Ja, liebes Kind, das ist wahr; aber ich kann ihn nicht darum bitten, weil er mir gesagt hat, daß er dich nehmen will, darum sei gehorsam und gehe.⁹

Ähnlich äußerte er sich, als seine zweite Frau ihr zweites Kind erwartete und sie eine plötzliche Todesahnung hatte. Auf ihre Klage: „Lieber Mann, ich werde sterben“, antwortete er: „Herzenslina, geh“, und als sie sagte: „Ich bin so glücklich bei dir und möchte gerne bleiben“, erhielt sie die

⁹ Ninon Hesse (Hrg.): *Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. Hermann Hesse in Briefen und Lebenszeugnissen. 1877–1895*. Frankfurt: Suhrkamp 1966, S. 527. [Fortan als *KuJ* 1 bezeichnet].

Antwort: „Liebes Herz, nur Gehorsam verlangt Jesus – nichts anderes – Freude wirst du bei ihm finden.“ (KuJ1, S. 529) Wem würde bei diesen Worten nicht auch der kleinste Lebenswille im Keim ersticken? Sie konnte jedoch noch ihre Pflicht tun und ihm einen Sohn gebären.

„Der Tod ist gar nichts Böses“, soll Carl Hermann Hesse gesagt haben.

Er ist zwar Fluch und Strafe, aber es ist mit ihm wie mit der Arbeit und dem Kinderkriegen: Der Fluch ist in Segen verkehrt. [...] Die Sache ist die: durch den Tod wird alles liquidiert, da kommt alles zum Frieden. Ich habe zwei Frauen und liebliche Kinder [...] durch den Tod verloren, aber es kam jedesmal ein besonderer Segen drauf.¹⁰

[Man sollte allerdings immer darauf achten, dass man auf der Seite der Überlebenden bleibt.]

Dieser „köstliche Mann“, der so „ergreifend kindlich“ seine Bibelstunden abhielt und dem die Tränen in den Augen standen, wenn er seine Kinder schlug, muss als Ehemann und Vater nicht ganz einfach gewesen sein.

Johannes Hesse ist vier Jahre alt, als seine Mutter stirbt. Mit sieben erlebt er den Tod seiner ersten Stiefmutter, und bei der dritten Heirat seines Vaters ist er noch nicht einmal neun Jahre alt. Man kann sich denken, dass dieser häufige Wechsel der für einen jungen Menschen wichtigsten Bezugsperson nicht ohne Folgen blieb. Johannes litt unter Ängsten und Schwermütigkeit, war trotzig und wurde schnell zornig. Mit elf Jahren war er so schwierig geworden, dass sein Vater ihn nicht mehr zu Hause behalten wollte. Eine befreundete adelige Familie in Riga nahm ihn bei sich auf, dort besuchte er die Domschule. Seine Angehörigen sah er nur noch in den Ferien, und Gefühle von Einsamkeit und Ausgestoßensein gehörten seitdem zu seinen ständigen Begleitern. Das galt übrigens auch für seine spätere Frau Marie, die schon mit vier Jahren fremden Leuten zur Pflege übergeben wurde und erst zwölf Jahre später ihre Eltern wiedersah. Beide müssen jedoch dieses für jedes Kind traumatische Erlebnis verdrängt haben, anders lässt sich nicht erklären, dass sie ihren noch nicht einmal siebenjährigen Sohn Hermann für ein halbes Jahr in das Knabenhaus steckten, in dem normalerweise nur die Söhne der im Ausland tätigen Missionare lebten.

✱

10 Adele Gundert (Hrsg.): *Marie Hesse. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern*. Frankfurt/M.: Insel 1977, S. 157 – Im Folgenden als *Lebensbild* bezeichnet.]

Der frühe Verlust der Mutter, das übermächtige Vorbild des Vaters und die einengende religiöse Erziehung belasteten Johannes Hesses Entwicklung schwer. Ihm fehlte der innere Halt, er hatte Angst vor der Welt und ihren Verlockungen. Mit 16 entschloss er sich zum Theologiestudium, kam aber bald wieder davon ab. Das Studium an der Universität hätte ihm zuviel Freiraum gelassen, er wäre viel allein gewesen, und davor graute ihm. Deshalb schrieb er mit 18 Jahren an die Basler Missionsanstalt.

Mein Sehnen ging nach einer korporativen Gemeinschaft, in welcher mein Ich verschwinden würde – denn es war mir längst zu stark geworden. Ich sehnte mich nach einer Erziehung, die mich wieder mit mir selbst und dem Leben ins rechte Verhältnis setzen könnte. Ich sehnte mich nach einem großen, heiligen Zweck, in dessen Dienst mein Einzelleben untergehen würde. (KuJ I, S. 549)

Es ist die Suche nach dem idealen Objekt, die ihn den Priesterberuf ergreifen lässt, er ist damit ‚Diener des mächtigsten Herrn‘. Seine Berufswahl bedeutete noch strengere Unterwerfung des Ichs, und damit begann auch ein lebenslanger, innerer Kampf, der Kampf mit sich selbst.

Er lebte sein religiöses Leben mit einer großen Strenge und forderte dasselbe auch von seiner Umgebung, auf mich wirkte er damals [nach seiner Rückkehr aus Indien] sogar ein wenig fanatisch,

schreibt seine jüngere Cousine Monika Hunnius, und weiter:

Er las kaum etwas anderes als die Bibel und Missionsschriften [...] Wie asketisch, weltfremd und weltabgewandt er auch war, lebte doch eine Seele in ihm voll Verständnis für Schönheit und voller Sehnsucht nach ihr, aber er kämpfte dagegen, weil er diese Sehnsucht als ein Unrecht empfand.¹¹

„Weitherzig“ soll er nach den Worten seiner Tochter Adele als Theologe gewesen sein, umso strenger „urteilte er in ethischen Dingen, wodurch er sich die Kindererziehung nicht erleichterte“ (*Lebensbild*, S. 134).

✱

Alice Miller schreibt in ihrem Buch *Am Anfang war Erziehung*, dass die meisten Eltern das Unrecht, das ihnen in ihrer eigenen Kindheit angetan wurde, verdrängt haben. Auch ein hoher Bildungsgrad und genügend freie Zeit reichten nicht aus, ihr Kind zu verstehen, „sofern sie sich vom Leiden

¹¹ Monika Hunnius: *Johannes*. In: Dies., *Aus Heimat und Fremde*. Heilbronn: Salzer 1929, S. 106.

ihrer eigenen Kindheit emotional distanzieren müssen“¹². Die verdrängten Leiden setzen sich jedoch auf Umwegen durch und finden im Quälen (Schlagen, Demütigen) der eigenen Kinder ein Ventil. „Menschen, die ihren seelischen Tod schon in ihrer Kindheit zu akzeptieren lernten“¹³, und dazu gehörten ohne Zweifel auch die Eltern von Hermann Hesse, werden in ihren Kindern plötzlich wieder mit Ereignissen konfrontiert, die ihr mühsam errichtetes Weltbild ins Wanken bringen. Sie begegnen dem Leben, intensiven Gefühlen, Freude am eigenen Körper. Würde man dieses Lebendige im Kind nicht unterdrücken und ausrotten, ließe man es stattdessen gewähren, hieße das nicht, dass die eigenen Qualen und Opfer unnötig gewesen waren? Solche Gedanken würden nur an den eigenen Verlust erinnern und dürfen deshalb nicht zugelassen werden, die Eltern verlören sonst den Boden unter den Füßen, das sichere Fundament der überlieferten und schon in der Bibel verankerten Erziehungsprinzipien. Sie müssten zudem an ihrem glorifizierten Elternbild kratzen.

In einem Brief an seine Eltern aus der Heilanstalt Stetten schreibt der 15-jährige Hermann:

Ich vergesse, daß Ihr andere Menschen seid, ohne Makel und Fehl,
wie die Statue, aber ebenso tot. (KuJ 1, S. 264f.)

Diese Erkenntnis ist sehr zutreffend, seine Eltern waren in der Tat partiell ‚tot‘ oder erstarrt, weil sie ihren ‚Schatten‘ nicht akzeptieren konnten. In Hugo Balls Hesse-Biographie heißt es über Marie Hesse:

Diese Mutter ist unzugänglich für jeden sinnlichen Impuls; [...] Jedes Anzeichen von Sinnentrieb und Unbeherrschtheit [...] wird sie verletzen, [...] wird Kälte und Befremdung zur Folge haben.¹⁴

Und der Psychoanalytiker Cremerius spricht von der „eisigen Sprödigkeit seiner Mutter, bei der er Zärtlichkeit nicht hatte lernen können“¹⁵, die die Mutter, das möchte ich hinzufügen, nicht geben konnte, weil sie selbst nicht genügend mütterliche Fürsorge erfahren hatte.

Der Vater ist ebenso unfähig, sich in seinen Sohn einzufühlen. In einem bereits erwähnten Brief aus Stetten an ihn schreibt Hesse:

12 Alice Miller: *Am Anfang war Erziehung*, Frankfurt/M: Suhrkamp 1980.

13 Alice Miller: *Du sollst nicht merken. Variationen über das Paradies-Thema*. Frankfurt: Suhrkamp 1983, S. 127.

14 Hugo Ball: *Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk*. Hrsg. v. V. Michels. Göttingen: Wallstein 2006, S. 56.

15 Cremerius, a.a.O., S. 128.

„Vater“ ist doch ein seltsames Wort, ich scheine es nicht zu verstehen. Es muß jemand bezeichnen, den man lieben kann und liebt, so recht von Herzen. Wie gern hätte ich eine solche Person! (KuJ 1, S. 268)

Aber wenn Johannes Hesse als Vater gefordert wird, versagt er, speist seinen Sohn mit frommen Sprüchen ab: „Wolle jetzt nichts als ein fleißiger, treuer Schüler und gehorsamer Sohn sein. Wer im Kleinen treu ist, den wird Gott über viel setzen“ (KuJ 1, S. 188); sicher schon damals nicht der Trost, den ein Jugendlicher in der Pubertätskrise braucht, oder er flüchtet sich in seine Migräne.

„Du hast aus Deinem Leiden Macht gezogen“, klagt Paul in *Heimkehr* den Vater an,

und immer, wenn es dir mißlang und du dich uns anderen gegenüber nimmer sicher fühltest, dann kamen die Schmerzen, und man mußte dich bemitleiden, und du warst ein armer geplagter Mann und Märtyrer! [...] Wie hast du mich damit gequält, als ich noch ein Kind war! Es war die härteste Strafe, über die du verfügtest! Überall, wo ich dir nicht zu Willen war, bekam ich zu spüren, wie sehr du unter mir littest, wie wenig du wieder geschlafen hattest, wie zart deine Nerven waren! (SW 9, S. 580)

Auch der zwölfjährige Hermann in *Kinderseele* erinnert sich mit einem Gemisch aus Schadenfreude und Mitleid, wie sein Vater „zuweilen an Kopfwehtagen still und flach in seinem niederen Feldbett lag [...], ein nasses Tuch über der Stirn, manchmal seufzend“. (SW 8, S. 187)

✱

Hesses Kindheit und Jugend ist ein ständiges Hin und Her zwischen Anpassung an die elterlichen Normen und Gebote und Auflehnung gegen sie, ein ständiges Werben auch um Anerkennung und Liebe.

Als im November 1896 Johannes Hesses Vater starb, schrieb der 19-Jährige an seinen Vater:

Ich habe mich auch Dir nie so nah gefühlt als in diesem Schmerz [...] ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, wie sehr ich im Geiste bei Dir bin, *wie sehr ich eben jetzt Dir etwas sein möchte*.¹⁶

Ein Jahr später schickte er den Eltern die Zeitschrift *Deutsches Dichterheim*, in dem ein Gedicht von ihm abgedruckt war, aber Johannes Hesse

¹⁶ Ebd., S. 159f.; Kursivdruck von mir, M.L.

bemerkte lediglich, die Zeitschrift habe nichts enthalten, was er zu würdigen in der Lage sei.¹⁷

Die Psychoanalyse zwang Hesse, sich mit dem Verhältnis zu seinem Vater auseinanderzusetzen. Dabei stellte er fest, dass er ihm in vielem ähnlich war und sich „erblich reich von ihm belastet fühlte“ (SW 11, S. 474). Er ertappte sich z.B. oft dabei, wie er gegen seine Frau Mia und die Söhne die gleichen Worte gebrauchte wie sein Vater. In mancher Hinsicht empfand er es als Trost, „gewisse Leiden und Empfindlichkeiten“ geerbt zu haben und nicht an allem Schuld zu sein,

in vielem andern aber ist dies Gefühl mir im Gegenteil störend, indem es mir Teile meines Wesens, die ich ändern möchte, als unentzerrbar vorbestimmt zeigt. (GB1, S. 328)

„Mit dem Problem der Erblichkeit ist es“, wie Hesse in dem gerade zitierten Brief sagt, „so eine Sache“, und die Tatsache, dass sowohl er als auch sein Vater sich im heimatlichen Schwaben in vielerlei Hinsicht wie Fremde fühlten, würde die moderne Entwicklungspsychologie sicher nicht der Vererbung anlasten. Es sind vielmehr die Folgen der restriktiven, triebfeindlichen Erziehung, die ihn in eine Außenseiterrolle drängten, so dass er sich seit seiner Schulzeit „zur Einsamkeit verdammt“ fühlte, „als wäre ein Kreis um [ihn] gezogen“. (GB1, S. 20)

Für ein Kind ist es kaum möglich, sich über die Meinung hinwegzusetzen, die seine Eltern von ihm haben. Sie kann sein ganzes Leben beeinflussen, positiv oder negativ.

Wenn man der unbestrittene Liebling der Mutter gewesen ist, so behält man fürs Leben jenes Eroberungsgefühl, jene Zuversicht des Erfolgs, welche nicht selten wirklich den Erfolg nach sich zieht¹⁸,

schreibt Freud über Goethe.

Wenn man aber immer im Gefühl der eigenen Schuldigkeit belassen wird, wenn einem ständig eingetrichtert wird: „Herr Gott, ich bin ein Sündenlummel“ (wie es in einem pietistischen Lied heißt), wenn die Selbstachtung von bestimmten Eigenschaften und Leistungen abhängt und man nicht als Person bedingungslos angenommen wird, kann sich kein gesundes Selbstbewusstsein entwickeln. Das Kind wird schüchtern,

¹⁷ KuJ 2, S. 204.

¹⁸ Sigmund Freud: *Eine Kindheitserinnerung aus ‚Dichtung und Wahrheit‘* (1917) In: Ders., *Bildende Kunst und Literatur*. Studienausgabe Bd. X, Frankfurt/M.: Fischer 1969, S. 266.

gehemmt, mutlos und hat das Gefühl: *Jeder ist allein*, wie der 28-jährige Hesses in seinem berühmten Gedicht *Im Nebel* schreibt.

Dass seine Eltern zudem ihre Kinder nicht aufklärten, brauche ich wohl nicht extra zu erwähnen. Die Sexualität, bei Marie Hesse heißt es immer ‚Erdenliebe‘, war *das* Tabuthema noch bis in unsere Zeit. Hesse spricht von der „feigen, verlogenen Ängstlichkeit“ seiner Eltern,

sie haben das Geschlechtliche als nicht vorhanden betrachtet, haben es weggelogen und haben uns Junge in den Kämpfen mit dieser Macht elend allein und im Stich gelassen. (GB 3, S. 36)

Das hatte natürlich schwerwiegende Folgen für seine Beziehungen zu Frauen. Sein alter ego, *Peter Camenzind*, spricht von einem „Mißtrauen gegen die Frauen, als müßten sie an den hoffnungslosen Qualen der in sie verliebten Männer ihre grausame Freude haben“ (SW 2, S. 95), und er selbst ist 1918, als er über die Beziehung zu seiner Frau nachdenkt, im Zweifel, ob er die „eigentliche Liebe“ überhaupt schon erfahren habe. (SW 11, S. 580)

Man sieht, dass die Auswirkungen des gestörten kindlichen Ur-Vertrauens bis ins Alter reichen. Das verdeutlicht besonders das 1996 veröffentlichte *Traumtagebuch*, das er für seinen Analytiker führte. In den Träumen spiegeln sich seine Ängste und Minderwertigkeitskomplexe; er träumt von Zwangssituationen, in denen er Todesangst aussteht oder seinen Schulabschluss nachholen muss und dabei, wie früher, von Versagensängsten geplagt wird.

Er hat eine Scheu gegenüber Menschen, die er als angepasst und gesund empfindet, und fürchtet sich davor, aufzufallen und sich lächerlich zu machen. Daher kommt auch sein etwas zwiespältiges Verhältnis zu C.G. Jung, dessen starkes Selbstbewusstsein ihn sowohl anzog als auch abstieß. (SW 11, S. 488)

In der Analyse musste er sich eingestehen, dass er ein falsches Selbst aufgebaut hatte, „eine schöne und harmonische, aber im Grunde verlogene Welt“ (GB1, S. 423f.). Er fühlte sich nicht nur in seiner Umwelt als Fremder, er war sich selbst fremd geworden, er musste endlich – und dieser Satz stammt bereits aus einem Brief des 15-Jährigen – die Mauern einrennen, „die mich von mir selber trennen“ (KuJ 1, S. 251).

„Jedes Stück unseres Trieblebens, dessen Sublimierung nicht völlig gelingt, bringt uns auf dem Wege der Verdrängung schwere Leiden“, schrieb Hesse 1924, und weiter: „Er hat eine Geistigkeit in sich hochgezüchtet,

welche seiner Natur Gewalt antat.“¹⁹ Gemeint war damit zwar Hölderlin, aber es traf ebenso auf ihn und vor allem auf seinen Vater zu. Die Leiden hatten bei beiden ähnliche psychosomatische Auswirkungen: Schlaflosigkeit, Depressionen, Kopf- und Rückenschmerzen. Johannes Hesse wird sich damit getröstet haben, dass Leiden für den gläubigen Christen eine Auszeichnung ist, es ist ‚der Gerechte, der viel leiden muß‘ (Ps.34,20).

Calvin war der Ansicht, dass sich Christus allein elenden, geängstigten Sündern offenbart, die seufzen, die sich abmühen, die beladen sind, die unter Schmerz und Jammer darniederliegen.²⁰ Auch über dem Leben von Johannes Hesse könnte als Motto das Sartre-Wort stehen: „Ich leide, also bin ich.“

Der „liebe brave Heroismus“ (GB1, S. 405), mit dem sein Vater gegen seinen ‚Schatten‘ kämpfte, war nach Hesses Überzeugung der falsche Weg. Er fand für sich einen Ausweg in der Kunst, im Schreiben und, später, im Malen. Seinem Bruder Hans war dieser Weg verschlossen; auch für ihn wurde der „Schatten des Vaters zum Verfolger“, er nahm sich 1935 mit 53 Jahren das Leben.

Mit der Reife wird man zwar nicht immer jünger – hier möchte ich Hesse doch widersprechen –, aber man wird gelassener, duldsamer und sieht vieles differenzierter, und so hat Hesse rund 30 Jahre nach *Kinderseele* in der Erzählung *Der Bettler* noch einmal ein Bild seines Vater gezeichnet.

Die Erzählung spielt in Basel, wo die Familie zwischen 1881 und 1886 lebte. Der kleine Hermann ist etwa 5 bis 7 Jahre alt. Genau wie in Schwaben hebt Johannes Hesse sich auch in der schweizerischen Umgebung durch sein reines akzentuiertes Hochdeutsch von seinen Mitmenschen ab, wirkt immer wie ein Fremdling. Aber gerade deshalb, so schreibt Hesse, liebten er und seine Geschwister den Vater,

mit einem leisen Beiklang von Ehrfurcht, von Scheu, von einer Bewunderung, wie sie die Jugend nicht für das Eigene und Heimatliche, sondern nur für das Fremde hat. (SW 8, S. 458)

Dass der ernste und fromme Vater für die Kinder nicht zu einer „Altarfigur“ (SW 8, S. 460) wurde, sondern bei aller Ehrfurcht auch ein Vater zum Anfassen war, lag an einer Eigenschaft, die man bei Johannes Hesse

19 *Materialien zu Hermann Hesses „Der Steppenwolf“*. Hrsg. v. V. Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1972, S. 270.

20 Calvin, zitiert nach Oskar Pfister: *Das Christentum und die Angst. Eine religionspsychologische, historische und religions-hygienische Untersuchung*. Zürich: Artemis 1944, S. 382.

nicht vermutet hätte: er war außerordentlich kreativ im Erfinden von Spielen.

„Wären wir mit dem Vater auf eine wilde Insel verschlagen“, schreibt Hesse,

oder in den Kerker geworfen worden oder, in Wäldern verirrt, in der Zuflucht einer Höhle gelandet, so wären zwar vielleicht Not und Hunger, gewiß aber nicht Leere und Langeweile zu fürchten gewesen, Vater hätte Spiel um Spiel für uns erfunden, und dies auch noch, wenn wir in Fesseln oder im Dunkeln hätten weilen müssen, denn gerade die Spiele, zu denen es keines Apparates bedurfte, waren ihm die liebsten, zum Beispiel Rätselraten, [...], mit Worten spielen, Gedächtnisübungen anstellen. (SW 8, S.461)²¹

Es spricht einiges dafür, dass diese unerschöpfliche Kreativität des Vaters die Basis zu Hesses Schöpferkraft gelegt hat, aber ob das ausreichte, seine traumatischen Erfahrungen wenigstens teilweise zu kompensieren, kann hier nicht beurteilt werden. Dieser Charakterzug ist aber eine notwendige positive Ergänzung zur Persönlichkeit von Johannes Hesse.

²¹ Die Söhne Bruno und Heiner erinnerten sich, dass ihr Vater solche Spiele auch mit ihnen spielte, als sie noch in Bern lebten. Siehe: Bruno, Heiner und Martin Hesse: *Erinnerungen an unseren Vater Hermann Hesse*. Hrsg. von Uli Rothfuss für die Sparkasse Pforzheim Calw 2007, S. 29, 63, 67.

„Wenn sie [...] ein fremder Mensch wäre, würde ihr Leben,
[...] mich eigentlich nicht interessieren.“

Hermann Hesse und seine Mutter

In einer Abhandlung über Goethe schreibt Sigmund Freud: „Wenn man der unbestrittene Liebling der Mutter gewesen ist, so behält man fürs Leben jenes Eroberungsgefühl, jene Zuversicht des Erfolgs, welche nicht selten wirklich den Erfolg nach sich zieht.“¹

Von diesem „Eroberungsgefühl“, diesem unbedingten Selbstvertrauen ist beim jungen Hesse nichts zu spüren. Hier begegnet uns kein selbstbewusster „Hätschelhans“, wie in Goethes Fall, eher ein ängstlicher, zerknirschter „Sündenlummel“, wie es in einem pietistischen Lied heißt. Die Ursache ist in der christlich-pietistischen Erziehung zu suchen. Eltern und Erzieher waren der festen Überzeugung, dass der Mensch von Natur aus böse sei und sein Wille daher zunächst gebrochen werden müsse, damit er später ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft werden und in einer christlichen Gemeinschaft das Heil erlangen könne.

So wurden wir [...] zwar nicht spartanisch erzogen und wurden körperlich weniger oft und weniger schwer gezüchtigt als viele unserer Schulkameraden [...]; aber wir lebten unter einem strengen Gesetz, das vom jugendlichen Menschen, seinen natürlichen Neigungen, Anlagen, Bedürfnissen und Entwicklungen sehr mißtrauisch dachte und unsre angeborenen Gaben, Talente und Besonderheiten keineswegs zu fördern oder gar ihnen zu schmeicheln bereit war.²

Die Mutter ist in der Regel die erste Bezugsperson des Säuglings. Ihre Liebe und Fürsorge sind die Voraussetzungen dafür, dass sich im Säugling ein Ur-Vertrauen entwickeln kann. In der Symbiose mit der Mutter erlernt das Kind das Grundmuster der Liebe und entwickelt ein Vertrauen in sich selbst und seine Umwelt. Fehlt es der Mutter jedoch an dem notwendigen Einfühlungsvermögen für die Bedürfnisse ihres Kindes, spricht man von Mutterentbehrung.

1 Freud, Sigmund: *Eine Kindheitserinnerung aus ‚Dichtung und Wahrheit‘*. In: Ders., *Studienausgabe*, Bd. X. Frankfurt/M.: S. Fischer 1969, S. 266.

2 Hesse, H.: *Erinnerung an Hans*. In: Ders., *Sämtliche Werke in 20 Bänden*. Hrsg. von Volker Michels. Frankfurt a.M. 2001–2004. Band 12, S. 343. – Im Folgenden zitiert als SW mit Angabe von Bandnummer und Seitenzahl.

1916, während seiner Analyse bei J.B. Lang, hat Hesse in der Erzählung *Eine Traumfolge* die Beziehung zu seiner Mutter sehr treffend geschildert. Im Traum will er ein Haus aufsuchen, in dem seine Mutter ihn erwartet. Zunächst muss er ein „Gebirge“ von hohen, glatten Stufen überwinden, „jede ein Berg, ein Gipfel, ein Gletscher“. Als er den Aufstieg unter unsäglichen Mühen geschafft hat, erwartet ihn die nächste Schwierigkeit:

Jeder Schritt ging zäh und schwer wie durch Schlamm und Leim, kein Vorwärtskommen, das Tor stand offen, und drinnen ging in einem grauen Kleid meine Mutter, ein Körbchen am Arm, still und in Gedanken. [...] Da war sie, da stand und ging sie, nur von hinten zu sehen, ganz wie sie war, ganz klar und schön, lauter Liebe, lauter Liebesgedanke!

Wütend watete mein lahmer Schritt in der zähen Luft, Pflanzenranken wie dünne starke Seile umschlangen mich mehr und mehr, feindselige Hemmnis überall, kein Vorwärtskommen! „Mutter!“ rief ich – aber es gab keinen Ton ... Es klang nicht. Es war Glas zwischen ihr und mir. [...] Ich schrie verzweifelt und lautlos. Ich lief und kam nicht vom Ort! Zärtlichkeit und Wut zerrten an mir. Umschnürt und gefesselt stand ich am Tor, und drüben ging die Frau im grauen Kleide langsam hinweg, in den Garten, und war fort. (SW 9, 147f.)

„Es gab keinen Ton, es klang nicht“: man kann auch sagen, es gab keine Resonanz zwischen ihm und seiner Mutter. („Wenn ich Pietist und nicht Mensch wäre, [...] könnte ich mit Ihnen harmonieren“, schrieb später der 15-Jährige aus der Heil- und Pflegeanstalt Stetten an den Vater.³) „Es war Glas zwischen ihr und mir“: statt Glas könnte man auch Eis sagen.

Das Kleinkind erfährt zwangsläufig die Mutter schon sehr früh nicht nur als gewährendes, sondern auch als versagendes Objekt. In seiner Ich-bezogenheit bezieht es alles, was mit der Mutter geschieht, auf seine eigene Person. Das Kind gebraucht die Mutter ausschließlich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. Ein nicht sofortiges Eingehen auf seine Bedürfnisse wird vom Kind als Versagung erlebt. Aus dieser Situation heraus entsteht die Ambivalenz, die Doppelwertigkeit, in der entgegengesetzte Gefühle – Liebe und Hass, oder wie gerade in Hesses Traum gehört – „Zärtlichkeit und Wut“ nebeneinander existieren. Gleichzeitig erkennt der Säugling

3 *Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. Hermann Hesse in Briefen und Lebenszeugnissen. Erster Band. 1877–1895*, ausgew. u. hrsg. v. Ninon Hesse. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1966. S. 268f. – Im Folgenden zitiert als KuJ 1.

aber auch seine Abhängigkeit und die Bedeutung der Mutter für seine Bedürfnisbefriedigung. Diese Erkenntnis von der Macht des Objekts ruft im Säugling Ängste hervor, die er auf das Objekt, also die Mutter, verschiebt und so in eine äußere Gefahr umwandelt, der er sich durch Aggression zu erwehren versucht.

Gerade in dieser Entwicklungsphase, in der das Kind mit seinen destruktiven Vorstellungen zu kämpfen hat, ist es wichtig, dass die Mutter sich nicht zu lange von ihm entfernt, damit das Kind das von ihm in seiner Phantasie beschädigte Objekt wieder neu aufbauen kann.⁴ Gelingt das nicht, ist die Mutter in dieser Zeit viel mit anderen Dingen beschäftigt oder ist die Beziehung zu ihrem Kind gestört, – es gibt Mütter, die Angst vor ihrer Liebe zu einem männlichen Säugling haben und deshalb nicht fähig sind, die intimen Phasen des Stillens zuzulassen – so fühlt sich das Kind im Stich gelassen; es hat das Gefühl, unendlich zu fallen.⁵ Zwei Monate nach Hermanns Geburt wurde seine Mutter krank und lag fünf Wochen mit Fieber und großer Erschöpfung im Bett, konnte ihren Sohn also nicht mehr stillen, so dass er nun eine Amme bekam.

Sigmund Freud hat den frühen Kindheitserinnerungen große Bedeutung beigemessen. Er glaubte, dass besonders die Erinnerung, die als erste erzählt wird, in der Regel auch die wichtigste ist und sich als „Schlüssel zu den Geheimfächern des Seelenlebens“ erweist.⁶

Betrachten wir unter diesem Blickwinkel einmal die Erinnerungen des 19-jährigen Hesse, *Meine Kindheit*, erschienen 1901 in seiner dritten Buchpublikation *Hermann Lauscher*:

Der früheste Tag meines Lebens, an den ich mich mit einiger Deutlichkeit erinnern kann, mag etwa in den letzten Teil meines dritten Jahres fallen. Meine Eltern hatten mich auf einen Berg mitgenommen, der durch eine weitläufige Ruine von beträchtlicher Höhe täglich viele Städter anlockte. Ein junger Onkel hob mich über die Brüstung einer hohen Mauer und ließ mich in die ansehnliche Tiefe hinuntersehen. Davon ergriff mich die Angst des Schwindels, ich war aufgeregt und zitterte am ganzen Leibe, bis ich zu Hause wieder in meinem Bette lag. Von da an trat in tiefen Angstträumen, denen ich damals oft zur Beute fiel, häufig diese Tiefe herzbe-

4 Winnicott, D.W.: *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. Frankfurt/M.: Fischer 1984a, S.133f.

5 Winnicott, D.W.: *Familie und individuelle Entwicklung*. Frankfurt/M.: Fischer 1984b, S. 67f.

6 S. Freud 1969, *Studienausgabe* Bd. X, S. 259.

klemmend vor meine Seele, daß ich im Traum stöhnte und weinend erwachte. (SW 1, 225)

Dass Hesse sich nach rund 16 Jahren noch an dieses frühe Erlebnis erinnert, weist auf den traumatischen Charakter hin. Für den englischen Psychoanalytiker Winnicott ist dieses Gefühl des unaufhörlichen Fallens eine Variante der unvorstellbaren Angst des Säuglings, die normalerweise durch die ‚gute‘ Mutter aufgefangen wird.⁷ Dabei spielt für ihn schon das physische Halten und Tragen eine große Rolle, „es ist vielleicht die einzige Art, wie eine Mutter dem Säugling ihre Liebe zeigen kann. Es gibt Frauen, die einen Säugling halten können, und andere, die es nicht können; die letzteren rufen in dem Säugling ein Gefühl der Unsicherheit hervor“ (Ebd., S. 63), und an anderer Stelle schreibt er:

Ein kleines Versagen beim Halten bringt aber dem Säugling schon ein Gefühl des endlosen Fallens. In der Analyse kann der Patient von einem Gefühl des Fallens berichten, das auf die ersten Tage zurückgeht, aber er kann niemals berichten, er sei in diesem frühen Stadium der Entwicklung gehalten worden. (Ebd., S. 147)

Mit anderen Worten: die Angst und Unsicherheit des dreijährigen Hermann traten nicht erst mit dem Erlebnis auf dem Turm zutage, sondern waren schon viel früher da, unterschwellig, nicht konkret und für das kleine Kind nicht in Worte zu fassen. Durch das traumatische Ereignis nahmen seine Ängste plötzlich Gestalt an und wurden erschreckende Wirklichkeit.

Es gibt etliche Möglichkeiten, mit inneren Spannungen fertig zu werden. In Hesses Fall zeigt sich das an Wutanfällen und an einer ausgeprägten Hypermotorik. Das Tagebuch seiner Mutter ist voll von Äußerungen und Klagen über seine ungewöhnliche Lebhaftigkeit: „Hermännle klettert verwegen auf ... Bänkchen und Tischchen herum und gibt den Englein Arbeit, ihn zu hüten, denn mir ist er zu flink und mächtig.“ (April 1878); „Hermännle ist unbeschreiblich lebhaft und intelligent, dabei leidet er an großer Heftigkeit“. (Nov/Dez. 1880). Dieser Eintrag erfolgt kurz nach der Geburt ihres achten Kindes Maria (Marulla) und wird ergänzt durch den Nachsatz: „Adele [Hermanns ältere Schwester] ist soviel leichter zu erziehen und erfreut mein Herz.“ Schade, dass sie nicht hin und wieder einmal ihre alten Tagebucheinträge durchlas. Ziemlich am Anfang hätte sie den Satz gefunden: „Meine arme, kranke Mutter hatte mit mir, dem übellaunigen kränklichen Kind manche Not durchzumachen, indes

⁷ Winnicott 1984a, S. 74.

mein jüngeres Schwesterchen sich leicht in alles schickte.“⁸ Aber es ist fraglich, ob sie dadurch mehr Verständnis für ihren Sohn gehabt hätte, die Mechanismen der Verdrängung arbeiteten zu gründlich. Das zeigt besonders folgende Passage aus einem Brief an die Eltern vom 26.7.1881:

Die Hitze ist nicht mehr drückend, und Hermann [er ist nun vier] kann auch bei Tag mehr im Freien sein. Ein Berg von Kieselsteinen hinter unserem Garten ist jetzt sein besonderes Gebiet, wo er sich austobt. [...] Es ist ein merkwürdiges Schaffen und Kämpfen in dem Buben. Vorgestern mußte ich zweimal im Lauf des Tages auf seine Bitte hin extra mit ihm beten, daß der liebe Heiland ihn doch ‚arg lieb‘ mache. Gleich darauf schlug und biß er sein geduldiges Adelchen, und als ich mit ihm darüber redete, sagte er: ‚Ha, so soll mi doch der Gott arg lieb mache! Mir kommt’s halt net.‘ Zwar erinnere ich mich aus meiner Kindheitszeit ähnlicher Gefühle. Er sieht jetzt doch das Gebet als einen Zauber an, der ohne sein Zutun wirken sollte. (Ebd., S. 172)

Der vorletzte Satz „Zwar erinnere ich mich aus meiner Kindheitszeit ähnlicher Gefühle“ macht grammatikalisch einen unvollständigen Eindruck. ‚Zwar‘ ist eine einräumende (konzessive) Konjunktion, nach der man eigentlich einen Nachsatz mit ‚aber‘ oder ‚doch‘ erwartet, wie zum Beispiel in dem Faustzitat: „Zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen.“ Marie Hesse hat da also, unbewusst natürlich, etwas unterschlagen. In Anlehnung an Faust müsste der komplette Satz etwa folgendermaßen lauten: „Zwar erinnere ich mich aus meiner Kindheitszeit ähnlicher Gefühle, doch möchte‘ ich davon nichts mehr wissen.“

✱

Es geht in diesem Aufsatz nicht um Schuldzuweisung. Vielmehr soll gezeigt werden, dass jeder „Täter“ auch einmal Opfer war, und deshalb werde ich mich jetzt etwas näher mit der Biographie von Marie Hesse beschäftigen. Sie stammte aus einer Familie, in der eifrig Briefe geschrieben und Tagebücher geführt wurden. Deshalb gibt es über sie genügend Zeugnisse.

Geboren wurde sie am 18.10.1842 in Talatscheri in Vorderindien. Ihre Eltern waren der schwäbische Missionar und Sprachgelehrte Hermann Gundert und seine Frau Julie Gundert-Dubois, die aus der französischen Schweiz stammte. Beide gehörten zu einer Gruppe, die Anfang des Jahres

⁸ Marie Hesse. *Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern von Adele Gundert*. Frankfurt a.M. 1977, S. 13. Im Folgenden als *Lebensbild* zitiert.

1836 nach Indien aufbrach, um die „armen“ Heiden zu bekehren. Gundert wollte zwar dieser – wie er sich ausdrückte – „bigotten Calvinistin“ zunächst nicht ins „Geheg“ kommen, aber da er in Indien bleiben wollte, legte man ihm nahe, zu heiraten. Julie Dubois, fünf Jahre älter als er, war zwar „nicht schön, singt nicht, spielt nicht, zeichnet nicht“, besaß dafür aber die für das tropische Klima wünschenswerte Gesundheit und Konstitution: „kurz, schlank und beweglich; je heißer es ist, desto besser fühlt sie sich imstande zu arbeiten“. Außerdem war sie, wie er schrieb, geeignet, ihn „vom Rückfall ins Romantische zu bewahren“⁹, denn „zum Verliebtwerden hatten wir keine Zeit übrig“¹⁰. Nach zwei Söhnen war Marie das dritte Kind. Sie sei kein heiteres Kind gewesen, schreibt Marie in ihren Erinnerungen, sondern „ein nervenschwaches, leicht gereiztes, düsteres, bleiches Ding mit glühenden, dunklen Augen“ (*Lebensbild*, S. 13). Nachts wurde sie von Alpträumen wach und am Tag hielt sie sich am liebsten auf dem Arm ihrer Amme auf.

Anderthalb Jahre später wird ihre Schwester geboren. Sie ist das genaue Gegenteil von Marie. Blauäugig, mit blonden Locken und heiter ist sie schnell der Liebling aller.

Für ihre Kinder hat die Mutter wenig Zeit. In ihrer Biographie heißt es: „Wie gerne hätte sie manchmal mit den Kindern gespielt, [...] aber diese mütterlichen Gefühle erlaubte sie sich nie lange – wie konnte sie es zulassen, daß ihre eigenen Kinder sie von der Arbeit abhielten! Sie war in erster Linie Missionarin, und das wollte sie bleiben.“¹¹

Als Marie drei Jahre alt war, reiste die Familie nach Europa. Es muss eine unangenehme Reise gewesen sein. Während die kränkliche Marie die schlechte Kost und das Leben in der engen Kabine nicht vertrug und übel gelaunt war, war ihre Schwester mit allem zufrieden und nagte ohne zu murren am trockenen Schiffskäse. Kein Wunder, dass die Mutter, die als heftig und unduldsam geschildert wird, der unproblematischen Schwester mehr Zuneigung gab als dem Problemkind Marie, das sicher oft zu spüren bekam, welche Last man mit ihm hatte.

Zunächst jedoch besuchte die Familie die Großeltern in Stuttgart. Auch hier ist die jüngere Schwester mit ihrem heiteren Wesen sofort Mittelpunkt, so dass, als die Eltern wieder nach Indien zurückreisten, be-

9 Rehmann, Ruth: *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater*. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1983, 2. Aufl., S. 121f.

10 Rehmann, Jutta: *Julie Gundert. Missionarin in Indien und Großmutter Hermann Hesses. Biographischer Roman*. Muhlacker, Irdning/Steiermark: Stieglitz Verlag 1993, S. 133.

11 Rehmann, Jutta, a.a.O., S. 158.

geschlossen wurde, sie mit ihren beiden Brüdern bei den Großeltern zu lassen. Aber wohin mit Marie? Das aufsässige Kind, das den ihm ungewohnten Spinat gegen die Wand warf – „In Indien fressen Kühe grünes Gras“ – und sich ständig mit der nur ein Jahr älteren Tochter des Großvaters in den Haaren lag, wollte niemand haben. Schließlich fand sich in Basel ein frommes, begütertes Ehepaar, das gerne einige „Missionstöchterlein“ (*Lebensbild*, S. 14) aufnahm.

Marie wird also abgeschoben, – wie später übrigens ihr Sohn Hermann – sie wird von Eltern und Geschwistern getrennt und muss mit vier Jahren in eine völlig fremde Umgebung. Beim Abschied von den Eltern spielten sich ergreifende Szenen ab. Gewaltsam musste man sie von der Mutter trennen, weil sie sie nicht loslassen wollte.

Den neuen Pflegeeltern, die selbst keine Kinder hatten, gelang es jedoch schon bald, die Zuneigung der Kleinen zu gewinnen. Nach und nach verblasste das Bild der leiblichen Eltern, von denen sie sich verstoßen glaubte, immer mehr, und nach einiger Zeit redete sie die Pflegeeltern mit ‚Mama‘ und ‚Papa‘ an. 1854 wurde das kleine Institut in Basel jedoch aufgelöst, nachdem die Zahl der Missionskinder immer größer geworden war. Marie, nun 12 Jahre alt, kam nach Korntal, einem Institut, das als besonders streng bekannt war.

Die anderthalb Jahre, die sie dort verbringt, zählen nicht zu den glücklichen in ihrem Leben. Es fällt ihr schwer, sich an die neue Umgebung und an neue Ordnungen zu gewöhnen. Schillers Gedichte, die sie mit Begeisterung liest, werden ihr verboten, stattdessen empfiehlt man ihr christliche Lyrik. (Rund 30 Jahre später wird sie diese Empfehlung an ihre Kinder weitergeben.) Sie fasst eine schwärmerische Liebe zu einer 17-Jährigen. Als jedoch bekannt wird, dass diese eine Beziehung mit einem jungen Baron aus dem benachbarten Knabeninstitut begonnen hatte, wird ihr der Umgang mit ihrer Freundin verboten. Sie widersetzt sich diesem Verbot, betätigt sich vielmehr als Kurier zwischen den Liebenden und verstrickt sich in Lügen. Selbst als ihre Freundin Korntal verlassen muss, versucht sie, brieflich mit ihr in Verbindung zu treten, wofür sie mit Karzer bestraft wird. Ihre Eltern, die über alle Vorgänge unterrichtet wurden, sehen die Entwicklung mit Sorge. Damit sie nicht zu sehr verweltlicht, sondern auf den schmalen Weg der Tugend zurückfindet, soll sie nach dem Willen der Eltern wieder lernen, „dankbar [zu] werden“. Ein passender Lehrer ist bald gefunden: Ihre Tanten aus der französischen Schweiz haben den frommen Schulmeister von Corcelles als geeignet empfohlen. Marie erfährt sehr schnell, was ihre neuen Aufgaben sind: Kindermädchen und

billige Arbeitskraft sein. Neben den ungewohnten groben Arbeiten muss sie auch noch die unerträglichen Launen der Lehrersfrau über sich ergehen lassen. „Ich litt am Weltschmerz. Stundenlang konnte ich träumen und weinen. [...] Ich war des Lebens satt und kümmerte mich wenig um die Zukunft, die, wie ich meinte, doch nur neuen Jammer bringen konnte.“ (Ebd., S. 32, 34)

Nach einem Jahr darf sie zu den Eltern nach Indien zurückkehren. Gelernt hatte sie in Corcelles außer ein wenig Englisch und Französisch zwar nichts, aber wahrscheinlich hatte sich die von den Eltern erwünschte Dankbarkeit inzwischen eingestellt.

Auf der Überfahrt nach Indien trat jedoch ein Ereignis ein, welches neue Spannungen mit den Eltern hervorrufen sollte. Marie, die bisher wenig Liebe in ihrem jungen Leben erfahren hatte, verliebte sich mit dem ganzen Ungestüm ihrer fünfzehn Jahre in John Barns, einen jungen Engländer. Ihre Liebe wurde erwidert, die beiden schmiedeten bereits Zukunftspläne. Zunächst aber trennten sich in Bombay ihre Wege. Marie musste weiter, um ihre Eltern zu treffen, die sie schon zwölf Jahre nicht mehr gesehen hatte. Ihr Vater verhielt sich recht kühl, und die mitleidig-neugierigen Blicke ihrer Umgebung verrieten ihr, dass ihre Liebesgeschichte bereits die Runde gemacht hatte. Sie wartet auf ein klärendes Wort ihres Vaters, der aber schweigt und glaubt, damit würde sich die Sache erledigen. Marie war so verbittert, dass sie auch kein Zutrauen zu ihrer Mutter hatte. Sie kapselte sich ab und schloss sich stundenlang in ihrem Zimmer ein. „Da war ich hart und trotzig nach außen und doch so zerrissen, so traurig, so friedlos und lebensmüde.“ (Ebd., S. 53)

Jeden Fremden hielt sie von weitem für John Barns, Tag für Tag wartete sie auf einen Brief, vergebens. Ihre Sehnsucht und die Ungewissheit zermürbten sie, zumal sie niemanden hatte, mit dem sie sich aussprechen konnte. Schließlich hatten die Eltern ein Einsehen und Marie erfuhr, dass ihr geliebter John bereits vor ihrer Ankunft um ihre Hand angehalten hatte. Diesem Schreiben war auch ein Brief an sie beigelegt, den man ihr aber nicht aushändigte. Ihr Vater hatte Barns, dem „impulsiven Weltmann“, kategorisch seine Einwilligung verweigert. Damit war ihre letzte Hoffnung zunichte gemacht. Was sollte sie nun anfangen in einem fremden Land, minderjährig und abhängig von den Eltern, die sie hintergangen hatten? Es blieb ihr wenig anderes übrig, als sich zu unterwerfen, zumal Gehorsam, Sich-Fügen und Opferbringen ‚Tugenden‘ waren, an die sie schon von klein auf gewöhnt war.

Sie bemühte sich, zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden beizutragen und ihr künftiges Leben, wie die Eltern, dem Missionsgedanken zu weihen.

Die Tagebucheintragungen jener Zeit zeigen deutlich ihr verzweifelter Ringen um den Glauben, belegen ihre heftigen Zweifel und ihre inneren Anfechtungen. „Was haben Fleisch und Blut noch zu sagen? Habe ich Jesum nur (und ich hatte ihn schon ein wenig), so ist alles gut,“ schreibt sie gut ein Jahr nach ihrer Trennung von John Barns in ihr Tagebuch (Ebd., S. 60). Neben den Fortschritten, die sie sich einredete, gab es immer wieder Rückschläge. Ein paar Monate später schrieb sie an den Vater: „Offen gesagt und in einem Wort: Das Alte hängt mir noch an, das alte Joch drückt mich noch, das Alte ist noch nicht vergessen, so hart ich mir auch antue, es zu verbannen.“ (Ebd., S. 61)

Es ist erschütternd zu sehen, wie ein junger Mensch sein eigentliches Wesen, seine Spontaneität und seine Gefühle gewaltsam unterdrückt. Noch tragischer allerdings, wenn sich dies später an den eigenen Kindern wiederholt.

Da Hermann Gundert das indische Klima nicht mehr vertrug, zog die Familie im Mai 1860 nach Calw, wo Gundert im Auftrag der Basler Mission im Calwer Verlagsverein arbeitete.

Zwei Jahre später, Marie war inzwischen zwanzig Jahre alt, teilten ihre Eltern ihr mit, dass sich der Missionar Charles Isenberg auf dem vorjährigen Missionsfest in sie verliebt und um ihre Hand angehalten hatte. Dieses Ereignis riss die alte Wunde wieder auf. Sie fühlte sich noch immer an Barns gebunden, Isenberg war ihr unwichtig, sie erinnerte sich kaum an ihn. Von heftigen Gefühlen wurde sie hin- und her gerissen, aber sie war schon zu weit auf dem schmalen Weg vorangekommen, als dass es noch ein Umkehren für sie gab:

Nein, ich bin Gottes Kind. Ich darf nicht wählen – ich muß mich fügen und stille schweigen. Ich darf nicht meinen eigenen Weg aussuchen, Gott soll mich führen. [...] Das Ziel bleibt das gleiche – ich will nach dem ewigen Leben ringen, nach der Krone streben; was mich dazu bringt, sei willkommen. Charles ist ein frommer Jünger Jesu. Er kann mich wahrscheinlich weiter fördern und mir helfen. Und wenn er mich wirklich sehr lieb hat, dann werde ich es nicht so arg schwer finden, ihn auch wiederzulieben, wenn ich ihn kennen lerne,

heißt es im Tagebuch vom April 1862.¹²

12 Ebd., S. 64. – Graf Zinzendorf (1700–1760), eine der Galionsfiguren des Pietismus, ließ in seinen Gemeinschaften eine Zeitlang die Ehepartner durch das Los entschei-

Die Eintragungen zeigen, dass es nicht Leidenschaft und Suche nach persönlichem Glück sind, die sie ihre Einwilligung geben lassen. Die Ehe ist für sie eine Zweckgemeinschaft zum Wohle Gottes und der Mission, und damit folgt sie dem Beispiel ihres Vaters.

Nach einer dreijährigen Verlobungszeit fand im November 1865 die Hochzeit statt.

Zehn Monate später wurde das erste Kind geboren. Zwei weitere Schwangerschaften folgten in den nächsten drei Jahren. Der zweite Sohn starb nach einem knappen halben Jahr.

Bereits im ersten Ehejahr hatte Charles so hohes Fieber gehabt, dass er besinnungslos wurde. Seitdem war er nie mehr richtig gesund. Bald begann er, Blut zu spucken. Die Familie reiste sofort nach Deutschland zurück, aber es war keine Rettung mehr möglich: im Februar 1870 starb Charles Isenberg in Calw und hinterließ eine 28-jährige Witwe mit zwei kleinen Kindern.

Marie zog wieder zu ihren Eltern und arbeitete als Gehilfin des Vaters, der inzwischen den Calwer Verlagsverein leitete. Zeitweilig gab sie trotz öffentlicher Proteste seitens der Calwer Bürgerschaft an der Knabenoberschule Englischunterricht. Als ihr Vater die Arbeit am Missionsmagazin nicht mehr allein bewältigen konnte und nach einem Mitarbeiter suchte, wurde ihm im Sommer 1873 der Deutschbalte Johannes Hesse empfohlen.

Johannes Hesse wurde 1847 in Weißenstein in Estland geboren, das damals zu Russland gehörte. Als seine Mutter starb, war er vier Jahre alt. Mit sieben erlebte er den Tod seiner ersten Stiefmutter, und bei der dritten Heirat seines Vaters war er noch nicht einmal neun Jahre alt. Man kann sich denken, dass dieser häufige Wechsel der für einen jungen Menschen wichtigsten Bezugsperson nicht ohne Folgen blieb. Johannes litt unter Ängsten und Depressionen, war trotzig und brach leicht in Zorn aus. Mit elf Jahren war er so schwierig geworden, dass sein Vater ihn nicht mehr zu Hause behalten wollte. Er fand Aufnahme im Haus einer befreundeten adeligen Familie in Riga und besuchte dort die Domschule. Von nun an sah er seine Angehörigen nur noch in den Ferien. Wie seine spätere Frau lernte auch er also schon früh das Gefühl kennen, einsam und verstoßen zu sein.

den. Es sei Sünde, wenn zwei heiraten wollen, der Herr müsse sie zusammengeben. Das Los sei „ein einfältiger Weg, bei völliger Abgestorbenheit des Eigenwillens den Sinn des Herrn zu erfahren.“ Zitiert nach Pfister, Oskar: *Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorf. Eine psychoanalytischer Beitrag zur Kenntnis der religiösen Sublimierungsprozesse und zur Erklärung des Pietismus*. Leipzig u. Wien: Deuticke 1910, S. 81.

Ein Jahr nach ihrer ersten Begegnung verlobte sich Johannes Hesse mit Marie Isenberg, und knapp zwei Jahre später fand die Hochzeit statt. Marie war – wie sie schrieb – „wieder eine glückliche Gattin, an der Seite eines treuen Mannes, der mir helfen will auf dem Weg zur obern Heimat.“ (*Lebensbild*, S. 136) Die große Liebe war es sicher nicht, „es ist der Herr, der uns zusammengeführt hat“ (ebd., S. 135), wobei Marie wohl doch ein wenig nachgeholfen hat – halb zog sie ihn, halb sank er hin – aber Glück und Liebe hatten im protestantischen Pfarrhaus von je her nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Seit Luthers Zeiten diente die Ehe der Versorgung. Auch Calvin und Zwingli heirateten Witwen; Johannes Hesse befand sich also in bester Gesellschaft. Als es noch keine Witwen- und Waisenrenten gab, war es lange Zeit üblich, dass ein neuer Pfarrer entweder die Witwe seines Vorgängers oder dessen Tochter heiraten musste.¹³

✱

Hermann Hesse war das zweite Kind aus der Verbindung zwischen Marie und Johannes Hesse. Ihm folgten in den nächsten fünf Jahren noch vier weitere Kinder, von denen allerdings zwei nach wenigen Monaten starben.

Seit April 1881 lebte die Familie in Basel, wohin Johannes Hesse als Herausgeber des Missionsmagazins berufen worden war. Sie fanden eine Wohnung vor der Stadt, in ländlicher Umgebung. Man tauschte zwar die räumliche Enge mit einer gewissen Weite, die geistige Enge blieb jedoch die gleiche. Für Hermann jedenfalls waren die Basler Jahre ein ständiger Kampf mit dem Gewissen. Seine Angstzustände und seine über das normale Maß hinausgehenden motorischen Aktivitäten zeigen, wie sehr er darunter litt, die Erwartungen der Eltern nicht erfüllen zu können. Immer wieder wurde ihm bewusst gemacht, dass er nicht so war, wie die Eltern ihn sich wünschten, dass er ‚böse‘ war. Beim Tod der kleinen Gertrud sagte seine Schwester Adele zum Vater: „Wenn ich jetzt auch sterben täte, hättest bloß noch drei böse Buben“ (*Lebensbild*, S. 166), und mit fünf Jahren sagte Hermann von sich: „Gelt, ich singe so schön wie die Sirenen und bin auch so böse wie sie?“ (Ebd., S. 181)

Die Begriffe ‚gut‘ und ‚böse‘ spielten in Hesses Familie eine große Rolle. Was ‚böse‘ ist, lernt ein Kind sehr schnell. Es ist oft von Familie zu Familie verschieden, denn es hängt von den Abwehrhaltungen der Eltern ab. Das Kind merkt, dass bestimmte Themen tabu sind, die Eltern werden plötzlich unsicher, weichen aus, schweigen oder speisen das Kind mit fa-

13 Klee, Ernst: *Nur die halbe Wahrheit. „Das evangelische Pfarrhaus – Eine Kultur- und Sozialgeschichte“*. (Rezension). In: *Die Zeit*, Nr. 46 vom 9.11.1984.

denscheinigen Erklärungen ab. Kinder haben aber, so sagte schon Goethe einmal, „wie die Hunde eine so feine Nase, daß sie alles wittern, Schlechtes vor allem“¹⁴. Und so kamen auch Hesse schon früh Zweifel an der Haltung der Erwachsenen: „Gegen uns kleine Kinder waren sie alle irgendwie falsch und verlogen, spielten eine Rolle, gaben sich anders als sie waren.“ (SW 8, 195)

In die Basler Jahre fiel auch ein Ereignis, dass für Hermann eine weitere seelische Erschütterung bedeutete. Schon in den ersten Calwer Jahren wurde Hermann, wenn die Mutter krank oder schwanger war, für Tage oder auch Wochen in die Obhut der Pfarrersleute gegeben. Froh kehrte er nach solchen Ausflügen wieder zurück und Aussprüche wie „Ich hab uns so lieb“¹⁵ zeigen, dass ihm die Trennung nicht gleichgültig war. In Basel nun waren die Eltern mit ihrem Latein am Ende. „Wir sind zu nervös, zu schwach für ihn und das ganze Hauswesen nicht genügend diszipliniert und regelmäßig“ (KuJ 1, 13), hatte Johannes Hesse im November 1883 geschrieben, und der Plan, ihren Sohn in die fremde Obhut zu geben, wurde umgesetzt: Von Januar bis Juni 1884 lebte Hermann in dem nahe gelegenen Knabenhaus, in dem normalerweise nur die Jungen der im Ausland tätigen Missionare wohnten. Lediglich die Sonntage durfte er im Elternhaus verbringen. Es war schon demütigend genug, unter all seinen Kameraden der einzige zu sein, der ohne zwingenden äußeren Grund dort lebte, obwohl seine Eltern nicht nur in der gleichen Stadt, sondern sogar in der Nachbarschaft wohnten. Viel gravierender war aber die Tatsache, dass seine geheimen Ängste, die wohl jedes Kind gelegentlich hat, nämlich verstoßen zu werden, in Erfüllung gegangen waren. Seine Sicherheit war, wie schon Jahre zuvor bei seinem Erlebnis auf dem Turm, zutiefst erschüttert.

Nach einem halben Jahr wurde das Experiment ‚erfolgreich‘ beendet. Seinen 7. Geburtstag sollte er wohl doch zu Hause verbringen dürfen. „Hermännle“ war zwar „bleich, mager und gedrückt“, aber was soll’s, „die Nachwirkung war entschieden eine gute und heilsame. Er ist jetzt viel leichter zu behandeln“ (KuJ 1, 14), schrieb die Mutter in ihr Tagebuch. Wen wundert es. Was sie als Erziehungserfolg verbucht, ist nichts weiter als die Angst, beim nächsten missliebigen Verhalten erneut abgeschoben

14 zitiert nach Eissler, K.R.: *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. 1775–1786. Band 1. Basel u. Frankf. 1983.

15 Greiner, Siegfried: *Hermann Hesse. Jugend in Calw*. Sigmaringen: Thorbecke 1981, S. 15.

zu werden. Hermanns Verhaltensänderung beruhte nicht auf Einsicht, sondern auf der Angst vor Liebesverlust und Strafe.

Dieses Ereignis verstärkte seine Hemmungen und seine Minderwertigkeitsgefühle und hatte auch Auswirkungen auf seine Beziehung zu seinen Mitmenschen. Wenn schon die eigenen Eltern ihn ablehnten, wie sollten andere Menschen ihn dann liebenswert finden? Deshalb endeten ja auch seine „ersten schüchternen Gänge in das ersehnte Land der Liebe“ alle „trostlos und elend“, wie es in dem Gedicht *Wandlung* heißt. (SW10, 212)

Erschreckend ist allerdings, dass sowohl Marie als auch Johannes Hesse trotz ihrer eigenen leidvollen Erfahrung nicht anders handelten. Wie lässt sich das erklären?

Die meisten Eltern haben sich von den seelischen Verletzungen, die ihnen in ihrer eigenen Kindheit widerfahren sind, emotional distanziert. So lange sie jedoch dieses Leid nicht wahr haben wollen, sind sie nicht fähig, ihr Kind zu verstehen und es auf seinem Weg zu Autonomie und Identität zu unterstützen. In ihren Kindern werden diese Eltern plötzlich wieder mit Ereignissen konfrontiert, die ihr mühsam errichtetes Weltbild ins Wanken bringen. Sie begegnen dem Leben, intensiven Gefühlen und Freude am eigenen Körper. Würde man dieses Lebendige im Kind nicht unterdrücken und ausrotten, ließe man es stattdessen gewähren, hieße das nicht, dass die eigenen Qualen und Opfer unnötig gewesen waren? Solche Gedanken würden nur an die eigene Unterdrückung erinnern und dürfen deshalb nicht zugelassen werden, die Eltern verlören sonst den Boden unter den Füßen, das sichere Fundament der überlieferten und schon in der Bibel verankerten Erziehungsprinzipien. Sie müssten zudem an ihrem glorifizierten Elternbild kratzen.

Je sensibler ein Kind ist, desto stärker leidet es unter seinen Lebensumständen. Es gibt jedoch zum Glück immer wieder rettende Nischen, „Mutterräume“¹⁶ nennt Verena Kast sie. Damit sind Lebensräume gemeint, in denen Mütterliches geschieht und erfahren wird. Beim jungen Hesse war es der Umgang mit der Natur und mit Tieren. „Es war ein Lattenverschlag in meines Vaters kleinem Garten“, lesen wir in *Kindheit des Zauberers*,

da hatte ich Kaninchen und einen gezähmten Raben leben. Dort hauste ich unendliche Stunden, lang wie Weltzeitalter, in Wärme und Besitzerwonnen; nach Leben dufteten die Kaninchen, nach Gras und Milch, Blut und Zeugung; und der Rabe hatte im schwarzen,

¹⁶ Kast, Verena: *Vater-Töchter, Mutter-Söhne. Wege zur eigenen Identität aus Vater- und Mutterkomplexen*. Stuttgart: Kreuz 2005, S. 87.